

M I C H A E L A K A S T E L

K A L T E S H E R Z

F A S T E I S

R O M A N

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, unter Verwendung eines

Motivs von mauritius images/Ikon Images/Katie Edwards

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Dr. Marion Heister

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2022

ISBN 978-3-7408-1242-3

Roman

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Lesen & Hören, Berlin.

Für meinen Bruder, der zwar keine Bücher liest,
aber sehr gerne klettern geht

C A R O

Es ist das Haus am Ende der Straße. Ich dachte schon, wir kommen nie an. Eine verschneite, eingezäunte Kuhweide befindet sich dort, wo laut Navi eigentlich unsere Unterkunft liegen müsste, aber zum Glück bin ich einfach ein Stück weitergefahren, bis hinter einer Kurve, versteckt im Schatten einer Tannengruppe, das Gebäude auftaucht.

Die Ortschaft haben wir längst hinter uns gelassen. Es gibt hier bloß ein paar heruntergekommene Bauernhäuser an den Hängen und – ich kann nicht betonen, wie glücklich mich das macht – unser trautes Heim für die nächsten sieben Tage.

Ein Rascheln verscheucht die angespannte Stille im Wagen. Ben hat zum ersten Mal seit dem letzten Tankstopp sein Handy in den Rucksack gepackt. Mit gerümpfter Nase stiert er aus dem Fenster.

»Bitte sag, dass wir falsch abgebogen sind.«

»Nein, wir sind absolut richtig«, antworte ich stolz, während ich meinen Renault Clio in die schmale Parklücke direkt vor dem Gartenzaun zwänge. Drei weitere Parkplätze sind mit einem anderen Auto, einem Anhänger und einem Traktor verstellt, der Rest ist voller Schneehaufen.

»Scheiße«, sagt Ben.

»Sieht doch nett aus.«

»Wenn man auf Kuhmist und Ungeziefer unter dem Bett steht.«

»Da gibt's kein Ungeziefer. Rede nicht dauernd so einen Blödsinn.«

Er antwortet nicht, sitzt bloß da und schmollt. Dabei

habe ich extra eine Unterkunft mit freiem WLAN-Zugang gebucht, damit er sich nicht beschweren kann, ich würde ihn vom sozialen Leben abschneiden. Wenn er erst einen Fernseher vor der Nase und etwas zu essen im Bauch hat, wird er sich beruhigen.

Das Haus an sich ist zwar nicht groß, aber es sieht sehr niedlich und wohnlich aus mit seinem spitz zulau-fenden Dach, den kleinen Holzbalkonen und der dicken glitzernden Schneehaube auf den Fensterbrettern, die mit zentimeterlangen Eiszapfen dekoriert sind. Die Fassade ist in einem freundlichen Hellgelb gestrichen, der Garten ist eingezäunt und voller kahler Obstbäume, in denen Vogelhäuschen und Windspiele hängen. Gleich neben der Haustür lacht uns ein Schneemann mit Hut und langer Karottennase entgegen. Auf dem Dach ro-tiert ein bunt gefärbtes Windrad.

Ich schnappe meine Handtasche von der Rückbank, steige aus und atme die kühle, glasklare Luft.

Es ist Ende Februar. In Wien hat vor Kurzem das Tauwetter eingesetzt. Hier oben kann man von Sonnen-schein und Plustemperaturen nur träumen. Winterlicher Nebel hüllt die Landschaft in einen tiefgrauen, feuchten Schleier. Der nie zur Ruhe kommende, teils steinharte Wind treibt Schneeflocken von den Tannen, sodass sich in kürzester Zeit ein weißer Flaum auf meinem Haar und meiner Jacke gebildet hat. Von den Bergen sieht man nicht sehr viel. Dicke Wolken haben sich um die Gipfel geschlungen, verhüllen sie zu dunklen Umrissen, die aus kilometerweiter Entfernung auf uns herabbl-icken und scheinbar endlos in die Höhe ragen.

Einer davon ist es. Ich bin ihm ganz nah. Ich warte darauf, dass ich es sofort weiß, es irgendwie spüre, wel-cher dieser steinernen Giganten mein Leben zerstört hat, welcher der Grund dafür ist, warum ich über sechs-hundert Kilometer gefahren bin, mit einem bockigen

Teenie im Schlepptau, obwohl ich lange Autofahrten und bockige Teenies nicht ausstehen kann. Aber es könnte jeder gewesen sein. Berge sehen doch alle gleich aus. Alex hat es gehasst, wenn ich das gesagt habe.

Ich stiere ungeduldig durch die Windschutzscheibe. Im Wageninneren erkenne ich ein finsternes, hinter brünettem Kraushaar verstecktes Gesicht, das meinem zum Verwechseln ähnlich sieht. Zumindest behaupten das die Leute. Ich kann nicht einschätzen, ob es tatsächlich so ist, aber einen Unterschied gibt es zweifelsohne: Ben ist wesentlich schwerer zum Lachen zu bringen, obwohl er weit mehr Grund dazu hätte.

»Brauchst du eine Einladung?«, frage ich. »Lass uns reingehen.«

Er rührt sich keinen Zentimeter.

»Wäre es dir lieber, die Nacht im Auto zu verbringen?«

Er lehnt den Kopf gegen die Scheibe und wendet sich ab. Dann soll er mich gernhaben. Aus dem Kofferraum hole ich unser Gepäck und eine Flasche Mineralwasser, die ich halb leer trinke, während mein Blick den freigeräumten Pflastersteinen des schnurgerade verlaufenden Gehwegs folgt, der durch den Garten bis zur Haustür führt. Tiefe Spuren in der sonst unberührten Schneedecke verraten, dass sich hier irgendwo ein Hund herumtreibt. Die Veranda vor dem Haus hat kein Geländer, ist aber mit bunten, wenn auch kahlen Blumentöpfen geschmückt, die ein bisschen Farbe in die eintönige Winterlandschaft bringen. Aus dem Schornstein über dem Dach quillt Rauch, und es riecht nach Holzkohle und frischem Kaffee, was die Kälte hier draußen schier unerträglich werden lässt.

An der Tür hängt ein geschnitztes Willkommensschild. Gehäkelte Sterne und Blumen baumeln an den Innenseiten der Fensterscheiben. Ich will eben klopfen,

als die Haustür aufgeht und eine Frau mit Kochschürze und roten Wangen herauskommt. Frau Gremberger hat mich wahrscheinlich von einem der Fenster aus gesehen. Sie hat eine Zahnücke auf der rechten oberen Seite, was ich bereits von den Fotos auf ihrer Homepage wusste. Allerdings scheint sie seit dem Fotoshooting um zwanzig Jahre gealtert zu sein. Ihr langes Haar ist grau, und ihr Griff fühlt sich rau und schwielig an, als sie mir mit einem breiten Grinsen die Hand gibt. Wahrscheinlich hat sie die Sterne und Blumen an den Fenstern selbst gehäkelt. Das müssen an die fünfzig sein.

»Aber sagten Sie nicht, Sie wären zu zweit?« Sie sieht sich verwundert um.

»Sind wir auch. Mein Bruder ist auf dem Beifahrersitz festgefroren.«

Lachend nimmt sie mir die Reisetasche ab und bittet mich ins Haus.

»Nur immer hereinspaziert! Der junge Mann kann ja nachkommen, wenn er so weit ist. Vorsicht, Stufe!«

Drinnen ist es warm und hell, aber auch fürchterlich vollgeräumt. Gleich beim Reinkommen stoße ich versehentlich an einen Schrank, der viel zu nahe beim Eingang steht, sodass sich die Tür nicht ganz öffnen lässt. Dahinter kommt sofort eine Kommode, auf der jede Menge Krimskrams steht, Keramikfiguren, Plüschtiere, Fotorahmen mit uralten Schwarz-Weiß-Bildern. Ich muss mich sehr schlank machen, um mich zwischen der Kommode und dem Schuhkasten auf der anderen Seite vorbeizuschieben. Über einen kurzen, schmalen Gang geht es ins Vorzimmer und von dort aus ins Wohnzimmer sowie in den oberen Stock.

Abgesehen vom verwinkelten Eingangsbereich macht das Haus einen sehr gemütlichen Eindruck; die Einrichtung wirkt alt, doch es steckt viel Liebe zum Detail dahinter, Schnitzereien und Blumenmuster an

Kästen, Schränken und Regalen machen das urige Ambiente perfekt, und ich zähle drei Kuckucksuhren auf meinem Weg nach oben. Die tickende Geräuschkulisse ist gewöhnungsbedürftig. Hoffentlich ist keines dieser Exemplare in meinem Zimmer.

Frau Gremberger führt mich an ein paar Türen vorbei, die jeweils mit einem anderen niedlichen Namen beschriftet sind. Meine Tür trägt die Aufschrift »Zauberwiese«. Ich mache mich auf das Schlimmste gefasst.

»So, da wären wir.« Sie durchquert den Raum und öffnet eines der beiden Fenster. Kalter Wind bringt die bunt geblühten Vorhänge zum Flattern, die perfekt zur geblühten Tapete, der geblühten Bettwäsche und den Blumen auf Frau Grembergers Hausschuhen passen. Nur der Boden tanzt ein wenig aus der Reihe, der ist nämlich braun und aus Holz. Bei jedem Schritt, den Frau Gremberger zum Badezimmer zurücklegt, knarrt und ächzt es. Ich gebe zu, das gefällt mir nicht. Meine Bewegungen werden im ganzen Haus zu hören sein.

»Badezimmer und Toilette befinden sich hier. Und hier«, sie öffnet die Tür neben dem Eingang, »haben wir einen kleinen Abstellraum. Dort drüben ist der Fernseher, wie Sie sehen können. Und die Lichtschalter sind hier, hier und hier. Steckdosen haben Sie dort. Und im Bad ist auch noch eine.«

»Wunderbar. Vielen Dank.«

»Und falls Ihnen in der Nacht kalt werden sollte ...« Sie zaubert eine zusätzliche Decke aus dem Schrank, in dem es nach Lavendel und Holzpolitur riecht, und deutet auf den Heizkörper, der unter dem Fenster knistert. »Sie können die Hitze regulieren, wie es Ihnen gefällt. Das Fenster können Sie natürlich gerne wieder zumachen, ich wollte nur ein bisschen lüften.«

Sie stellt sich in die Mitte des Raumes und strahlt mich an.

Was für eine nette alte Frau. Sie hält mich wahrscheinlich für eine Touristin. Auf dem Tisch dort liegen diverse Ski-, Wander- und Wellness-Broschüren, fein säuberlich nach Größe und Thema sortiert. Bestimmt wird sie mich fragen, was ich denn alles in Schirau vorhabe. Dabei interessiert mich nur eines: *Welcher Berg ist es?*

»Das Frühstück gibt es von sieben bis neun«, sagt sie. »Und Abendessen ab achtzehn Uhr. Sie können sich aussuchen, was Sie haben möchten. Ich koche alles, was gute Hausmannskost ist.«

»Das hört sich toll an! Vielen Dank erst mal. Ich denke, ich werde mich einfach mal einquartieren.«

»Sehr gerne. Oh, wer kommt denn da? Ist der Junior ebenfalls eingetroffen?« Sie entdeckt die flinke, hagere Gestalt, die sich eben mit hochgezogener Kapuze an der offenen Zimmertür vorbeischieben wollte. »Komm, mein Junge, dein Zimmer ist gleich nebenan.«

Wenn ich mir Bens genervten Gesichtsausdruck so ansehe, ist er weder von der urigen Unterkunft noch von der betagten Hausherrin begeistert. Widerwillig folgt er Frau Gremberger ins angrenzende Zimmer, das den Namen »Bärenhöhle« trägt. Nach einem kurzen Rundgang, den er mit sparsamen Brummlauten zur Kenntnis nimmt, höre ich, wie Frau Gremberger zurück nach unten verschwindet. Ich gehe nach nebenan und frage: »Und, was sagst du?«

Ben hat sich mit Schuhen und Jacke auf das frisch bezogene Bett gelegt und drückt sich bei meinem Auftauchen ein Kissen aufs Gesicht. »Noch kitschiger ging's nicht, oder?«

Ich sehe die gleiche Blumenattacke wie in meinem Zimmer. Und es gibt auch Blumen auf dem Fensterbrett, diesmal sogar zum Anfassen: Stiefmütterchen in einem Topf. Vermutlich aus Plastik. »Also mir gefällt's.«

Er greift nach der Fernbedienung und beginnt durch die Kanäle zu zappen.

»Was sagst du, erkunden wir nachher noch die Gegend? In der Ortschaft war doch dieses nette kleine Gasthaus. Hast du Hunger?«

»Nö.«

»Du musst ja nichts essen. Aber ein bisschen umschauen würde ich mich trotzdem gerne.«

»Dann geh doch.«

»Allein?«

Keine Antwort.

»Zieh dir wenigstens die Schuhe aus«, sage ich mit Blick auf seine ausgetretenen schwarzen Chucks.

Er findet einen Musiksender, wo gerade irgendein Rocksong läuft. Ungerührt dreht er die Lautstärke rauf und macht es sich auf dem Bett bequem.

»Ich geh mal rüber und räum meine Sachen aus. Du kannst ja einstweilen duschen gehen. Du miesfst wie ein alter Turnschuh.«

»Du weißt schon, wo du mich kannst!« Er wirft einen seiner Chucks nach mir. Erstaunlich, wie schnell er die Dinger loswerden kann, wenn es ihm in den Kram passt. Werfen kann er aber nicht – das Teil landet mit einem halben Meter Abstand zu mir in einer Ecke. Und dort bleibt es auch liegen.

»Benimmst du dich bitte? Wir sind hier zu Gast.«

»Jetzt lass mich fernsehen.«

Ich kann ihm nicht böse sein. Seit dem Tod unserer Eltern vor vier Jahren bin ich alles, was er hat. Es war ein Autounfall, ganz klischeehaft, wie man es aus Filmen, Büchern und Songs kennt. Mitten aus dem Leben gerissen ohne jeden Grund. Ben spricht nicht darüber. Seine Strategie ist die Ablenkung, sich mit Freunden treffen, in Gesellschaft sein, den Gedanken an früher so gut es geht verdrängen. Ich bezweifle, dass es immer

so zuverlässig klappt, wie er sich das vorstellt, dafür ist er viel zu launisch, kämpft viel zu häufig mit Gefühlen, die ganz offensichtlich rauswollen, aber den Alltag bewältigt er sehr gut. Er hat keine Probleme in der Schule, und sein Umfeld wirkt seriös. Er funktioniert, ganz im Gegenteil zu mir. Aber er hat ja auch bloß mit einem einzigen Verlust zu kämpfen.

Mit mir hier gestrandet zu sein, in meinem schwierigen Zustand, ohne Schlupfwinkel oder Unterhaltung, ist bestimmt nicht leicht für ihn. Doch wenn wir erst den Berg gesehen haben, wird vieles einfacher werden. Davon bin ich überzeugt.

Ich gehe zurück in mein Zimmer und mache mich ans Auspacken.

Fast meine ganze Garderobe habe ich mitgenommen. Ich weiß gar nicht, warum. Jetzt kommt mir beim Anblick des Wäschebergs, der sich auf meinem Bett verteilt, das schiere Grauen. Passt das überhaupt alles in den Schrank? Ich habe keine Lust auf Stapeln und Stopfen, es war eine lange Fahrt, und ich möchte eigentlich bloß unter die Dusche und in Ruhe die folgenden Tage planen, solange mein Verstand noch durchhält.

Denn Planung ist gut, Planung ist wichtig. Ohne Planung funktioniert bei mir gar nichts. Ich würde es morgens vermutlich nicht einmal aus dem Bett schaffen, wenn mein Tag nicht diesen fixen Ablauf hätte: duschen, anziehen, atmen. Atmen ist essenziell. Frühstück machen für Ben und dafür sorgen, dass er nach dem Aufstehen *in* die Schule geht und nicht heimlich daran vorbei, wenn er denkt, ich sei schon weggefahren. Mich auf die Arbeit schleppen. Es schaffen, acht Stunden lang mit Alex' Vater im Büro zu verbringen, ohne ein einziges Mal zu weinen. Mich dazu zwingen, danach wieder nach Hause zu fahren. Denn zu Hause werde ich gebraucht. Ich muss einkaufen. Putzen, Geld

verdienen. Für Ben da sein. Auch wenn er es nicht will. Er ist von nun an das Wichtigste in meinem Leben.

Planung ist mein Lebenselixier, und es beunruhigt mich, dass ich beim bloßen Gedanken an die kommenden Tage den Kopf aus dem Fenster stecken und einfach losbrüllen will. Sonst gibt mir meine strenge Organisation ein Gefühl von Sicherheit. Diesmal ist es schwer, den Kurs zu halten. Verdammt schwer.

Ich gehe zum Fenster und schaue nach draußen. Die schmale, gewundene Straße verläuft sich hinter einem Holzschuppen, der zu einem der Nachbarhäuser gehört. Dahinter geht es zurück ins Tal. Auf wie vielen Metern Höhe sind wir eigentlich? Die Luft schmeckt herrlich, und ich nehme genüsslich einen Atemzug, ehe ich zurück nach oben schaue, zu den Bergspitzen irgendwo in den Wolken.

Einer von denen war es. Einer von denen hat ihn umgebracht.

Ich weiß nicht, ob irgendeine Planung ausreicht, um diesen Satz aus meinem Kopf zu verbannen. Vielleicht bleibt er da drin, bis ich sterbe. Wiederholt sich, bis die Worte jede Bedeutung verlieren, bis ich sie bloß noch höre, weil nichts anderes mehr zu mir durchdringt. Aber allein hier zu stehen gibt mir neue Kraft. Denn natürlich war nicht der Berg schuld. Das ist mir schon klar. Aber sonst gibt es niemanden, den ich beschuldigen könnte, und Berge streiten wenigstens nichts ab. Sie lassen alles über sich ergehen. Weil sie unerschütterlich sind, wie Alex es war.

S A M U E L

Die Medien haben mir so einen lächerlichen neuen Namen gegeben: der Bezwingen von Schirau. Ich habe selten etwas derart Bescheuertes gehört. Mehrmals ließ ich über mein Management bereits ausrichten, dass diese rhetorische Entgleisung umgehend aus dem allgemeinen Sprachgebrauch entfernt gehört, bisher ohne Erfolg. Den Leuten gefällt so etwas einfach. Ich habe mir nie viel aus Publicity gemacht. Wer bloß dem Ruhm hinterherjagt, verliert schnell das eigentliche Ziel aus den Augen, und wer das Ziel aus den Augen verliert, begeht Fehler. Deswegen kann mir beim Klettern niemand das Wasser reichen, wegen der Fehler – ich mache einfach keine.

Ich bin früher zu Hause als erwartet. Flug und Fahrt verliefen ohne Komplikationen, es gab keine Presstermine, und Ewigkeiten im Zoll stehen musste ich auch nicht. Vor einer Viertelstunde habe ich Konrad via Handy Bescheid gegeben, dass ich im Anmarsch bin und man sich auf meine schlechte Laune einstellen solle. Die habe ich meistens, wenn ich heimkomme.

Als ich den geländegängigen SUV, mit dem ich im Winter unterwegs bin, durch die Einfahrt lenke, öffnet sich gerade die Haustür. Konrad eilt auf mich zu, um den Wagenschlüssel entgegenzunehmen und sich um das Gepäck zu kümmern. Ich steige aus, setze die Sonnenbrille ab und nehme in Sekundenschnelle alles unter die Lupe.

Die Einfahrt ist nicht gut genug geräumt. An der Mauer dort klebt Vogelkacke. Und was sollen die Eiszapfen an der Dachrinne, wollen die mich verarschen?

Wenn du sechs Monate lang unterwegs bist, um buch-

stäblich im Schweiß deines Angesichts das Geld zu verdienen, von dem dieser ganze Laden hier gesponsert wird, sollte man erwarten, dass bei deinem Eintreffen alles in Ordnung ist, immerhin hatten sie *sechs Monate* dafür Zeit. Aber das Einzige, worauf ich mich beim Heimkommen verlassen kann, sind die etlichen neuen Gesichter, die mir teils neugierig, teils irritiert entgegenstarren. Saisonarbeit im Hause Winterscheidt ist heiß begehrt. Manche nehmen lange Wegstrecken auf sich, quartieren ihr gesamtes Hab und Gut bei uns ein und nehmen es widerstandslos in Kauf, von früh bis spät zur Verfügung zu stehen, solange die Bezahlung stimmt. Und die stimmt immer, darauf habe ich ein Auge. Nichtsdestotrotz hält es kaum jemand länger als ein, zwei Saisonen bei uns aus. Das bedeutet nicht bloß neue Gesichter und Namen, die ich mir merken muss, sondern auch eine kilometerlange Aneinanderreihung von Anfängerfehlern.

»Fenster auf«, sage ich, als ich das Haus betrete.

In Rekordzeit werden Vorhänge zurückgeschoben und schwere Fenstertüren geöffnet, sodass mit einem Schwall die herrlich kalte Winterluft hereinströmt.

Ich fokussiere die große Treppe, die in die beiden oberen Stockwerke führt. Irgendjemand hat sich den Scherz erlaubt, sämtliche Presseartikel, die während meiner Abwesenheit über mich erschienen sind, zu sammeln und großspurig in Rahmen und Girlanden am Geländer zu verteilen. Ich tippe auf Oliver. Er weiß genau, was ich von solchen Aktionen halte.

Ich setze eines der Hausmädchen darauf an. »Das Zeug will ich da nicht haben.«

»Aber das haben wir extra für Sie ...« Sie bricht ab und macht sich an die Arbeit. »Sehr wohl, Herr Winterscheidt. Ich kümmere mich darum.«

Währenddessen kommandiert Konrad die übrigen

Angestellten dazu ab, ihm mit dem Hereintragen des Gepäcks zu helfen. Schwierigkeiten bereitet vor allem meine kiloschwere, sperrige Kletterausrüstung. Wenn die auch nur einen Kratzer abbekommt, werden Köpfe rollen.

Ein Junge mit viel zu dünnen Beinen, den ich noch nie zuvor gesehen habe, taucht wie aus dem Nichts vor mir auf.

»Das hier sind die neuen Schlüssel für das Garagentor, Herr Winterscheidt!«

»Was ist mit den alten?«

»Wir mussten sie austauschen, weil das Schloss Rostschäden davongetragen hat. Ich hoffe, das macht keine Umstände.«

Schon wieder ein Stotterer.

»Hier, klemm sie da dran. Aber vergiss nicht, zuvor den alten Schlüssel zu entfernen.«

Ich drücke ihm meinen Schlüsselbund in die Hand und mache mich auf den Weg nach oben. Im Hintergrund höre ich nervöses Gemurmel und Klimpern, dann biege ich um die Ecke und habe diesen schillernden Beweis, dass Konrad einfach nicht das Zeug zur Mitarbeiter-Akquise hat, bereits vergessen.

Ich erreiche mein Schlafzimmer im obersten Stock. Am Ende des langen Korridors gelegen, ist es der einsame Außenposten in diesem riesigen, dunklen Gemäuer. Man muss so viele Stufen dorthin bewältigen, dass die meisten auf halber Strecke aufgeben. Aus diesem Grund habe ich einen eigenen Telefonanschluss und auch einen Speiseaufzug, mit dem mich die Küche versorgen kann, falls ich keine Lust habe, mein heiliges Refugium zu verlassen.

Kalter Wind streicht mir beim Hereinkommen übers Gesicht. Ich hatte fast vergessen, wie rein und gut die Luft hier schmeckt. In den Anden, wo ich bis vor we-

nigen Tagen noch den Sonnenstrahlen und Sternen hinterhergejagt bin, riecht es nach Stein und Erde und sonst nichts. Nun ja, das stimmt nicht ganz. Es riecht nach den Urzeiten, die sich ins Gebirge und in die Täler gefressen haben und alles mit einer bleiernen Schwere füllen. Bei jedem Atemzug hat man das Gefühl, einen ganzen Kosmos einzusaugen. Hier gibt es einfach nur Luft, in all ihren Variationen zwar, aber leicht. Auch die Sonne fühlt sich anders an. Sanfter. Klare Tage sind selten, wenn man sein Leben auf Klippen, Steilwänden und Gipfeln verbringt. Ab einer gewissen Höhe verliert die Realität ihre Ecken und Kanten, und es ist dann, als würdest du fallen, ohne aufzuprallen. Ich frage mich, ob es bei einem Absturz genau umgekehrt ist: Du denkst, du befindest dich in Schwerelosigkeit, hast deinen Körper, hast die Erde verlassen und bist in diesem absurden Zustand einer Trance gefangen, der dich glauben lässt, zu den Sternen aufzusteigen, obwohl der Boden das Einzige ist, das näher kommt.

Lärm veranstaltet man auf jeden Fall, wenn man abstürzt. Selbst dann, wenn es gar keinen Aufprall gibt. Davon würde ich am liebsten bei den Interviews erzählen. Vom Schrei und vom Zerreißen des Nebels und von der totalen Stille, wenn es vorbei ist. Aber so etwas will niemand hören. Die Menschen interessieren sich vielmehr dafür, wie es sich anfühlt, einen zappelnden Körper zurück nach oben zu ziehen. Gute Frage. Heldenhaft? Ich habe keine Lust, ein Held zu sein. Helden sterben jung.

Durch die große geöffnete Panoramatür gehe ich raus auf den Balkon. Es ist der einzige Balkon im Haus und bietet eine weite Sicht über die Ortschaft und das Gebirge, in das sie eingebettet ist. Schirau ist bloß eine Ansammlung klitzekleiner Gebäude von hier oben aus gesehen, ein winziges Nest im Tal, das kaum erreich-

bar scheint. Doch wer genauer hinsieht, entdeckt nach und nach die Spuren von Zivilisation: enge Passstraßen und Güterwege, die sich durch die verschneite Berglandschaft ziehen, das Leuchten von Häusern mitten im vermeintlichen Nichts. Jetzt, zur Abenddämmerung, ist es umso deutlicher – ein Netz aus Lichtern über die steilen Hänge verteilt, was das Gefühl, hier am Ende der Welt zu sein, ein wenig verscheucht.

Es klopft, obwohl die Tür offen steht. Schon wieder der Junge mit den dünnen Beinen.

»Was ist das?« Ich deutete auf das Paket Briefe, das er sich so fest an die Brust drückt, als wolle er damit untergehen.

»I-Ihre Post, Herr Winterscheidt. Zumindest ein Teil davon.« Zögerlich kommt er auf mich zu. Bevor wir morgen noch hier stehen, gehe ich ihm entgegen und nehme ihm die Briefe aus der Hand.

Durchgesehen habe ich sie schnell, öffnen werde ich sie später. Wichtige Korrespondenz wird während meiner Klettertouren ohnehin von meinem Management abgewickelt. »Gibt's noch was?«, frage ich, als mir auffällt, dass der Junge noch nicht gegangen ist.

Er sieht wirklich komisch aus. Wie ein zerzauster, dürrer Vogel, der eben erst aus dem Nest gefallen ist. Und er klingt auch wie ein Vogel, krächzt mit knallroten Wangen vor sich hin.

»Also ... das ist so ... Konrad hat mich gebeten ...«

»Was will Konrad von mir?«, helfe ich ihm auf die Sprünge.

»Er hat mich gebeten ... Ihnen auszurichten ... dass er ...«

»Ich frag ihn selbst.« Ich werfe die Briefe aufs Bett und marschiere aus dem Zimmer.

»Dass Sie runterkommen sollen, sobald es Ihnen möglich ist!« Er schießt die Worte heraus wie einen

Rettungsring, dann begreift er, dass es zu spät ist, und rennt mir aufgescheucht hinterher. »Aber es ist nicht so dringend!«, setzt er nach.

Ich bin schon auf der Treppe. Als er droht sich mit seinen langen Beinchen auf den Stufen zu überschlagen, bleibe ich stehen und schnappe ihn am Kragen seines Wollpullis.

»Wie heißt du?«

Keine Antwort. Ich schüttele ihn etwas, und die Worte fallen wie Äpfel von einem Baum. »Manfred! Es tut mir leid! Herr Winterscheidt! Ich bin nur –«

»Manfred also. Sagen wir ›Freddie‹. Hör zu, Freddie. Du kennst doch sicher den Geräteschuppen hinter dem Haus.« Ein rasches Nicken. »Dort gehst du jetzt hin und suchst die Schneefräse. Die Einfahrt hat ein bisschen zugeschneit gewirkt, als ich angekommen bin. Ich mag keine verschneiten Einfahrten. Verstehst du, worauf ich hinauswill?«

»Ja, Herr Winterscheidt!«

Ich lasse ihn los, und er stolpert nach hinten und macht sich aus dem Staub. Auf dem Weg nach draußen rennt er fast Konrad über den Haufen, der eben mit dem Hereintragen der letzten Gepäckstücke fertig wurde.

Ich zeige mit dem Finger auf die offene Haustür, durch die Freddie gerade getürmt ist. »Was bitte schön ist das?«

»Er ist fleißig und sehr lernbereit.«

»Er kann keinen vollständigen Satz bilden.«

»Du wirst ihn schon noch mögen.«

»Ich mag hier keinen so wirklich.«

Konrad brummt etwas, das ich nicht verstehe. Als einer der wenigen war er schlau genug, sich kleidungstechnisch auf mein Kommen vorzubereiten: dicker Pullover und wahrscheinlich drei Schichten Unterwäsche als Schutz gegen den Zug der offenen Fenster. Hinter

dem hochgewickelten Schal sehe ich sein ernstes, zerfurchtes Gesicht, als er sich die Haube vom Kopf nimmt und sich durch das graue Haar fährt.

»Hat dir der Junge erklärt, worum es geht?«

»Sagen wir, er hat es versucht.«

Konrad setzt sich seufzend die Haube wieder auf.

»Es gibt ein Problem. Nein, eigentlich gibt es sogar zwei Probleme.«

»Fang mit dem größeren an.«

»Es ist wieder ein Bergsteiger verschwunden.«

»Wie lange schon?«

»Abgänglich ist er seit drei Tagen. Die Bergrettung sucht noch. Er war auf der Südwand unterwegs.«

Das wundert mich nicht. Die Schirauer Südwand ist meistens im Spiel, wenn Menschen verschwinden. Jahrzehntlang galt sie als unbezwingbar, weil sich an ihren schroffen Steilwänden die Sturmwinde brechen und kaum ein Tag vergeht, an dem der 4187 Meter hohe Gipfel nicht in eiskalten, tückischen Nebel gehüllt ist. Doch seit es einem Irren gelungen ist, die Spitze zu erklimmen, nämlich mir, glaubt jeder dahergelaufene Hobbyalpinist, er könne dieses Kunststück wiederholen, und sie alle machen den gleichen Fehler: Sie versuchen es im Sommer, wenn die Lawinengefahr am geringsten ist, dabei vergessen sie, welche Vorteile winterliche Bedingungen bei so einem Berg bringen. Nach bereits wenigen eisigen Nächten bildet sich vom Gipfel abwärts ein beinahe durchgehend begehbare Eisfeld aus Lawinenschnee, auf dem man nach oben *spazieren* kann, wenn man es geschickt anstellt. Der Rest ist natürlich Risiko. Selbst geringe Mengen Neuschnee wachsen dort oben zu einer tödlichen Megalawine heran, und mit Stein- und Eisschlag ist in den Schluchten sowieso permanent zu rechnen. Wenn die Felspassagen nicht gerade brüchig sind, sind sie auf jeden Fall gefroren,

was eine vernünftige Absicherung schwierig macht. Im Notfall heißt es dann: klettern mit bloßen Händen.

Seit meiner Erstbesteigung vor vier Jahren gab es achtundzwanzig Todesfälle. Jungspunde, Profikletterer, ganze Seilschaften – einfach verschwunden. Abgestürzt und vom Nebel verschluckt. Wie viele es davor erwischt hat, weiß Gott allein.

»Ich darf mich also wieder auf einen Besuch der Bergrettung einstellen«, fasse ich zusammen.

»Die waren sogar schon vorgestern hier. Ich habe gesagt, dass du erst morgen zurückkommst.«

»Wow, ein Tag Aufschub.«

»Mehr war nicht drin, die Zeit drängt. Wirst du es machen?«

Keine leichte Frage. Rettungseinsätze sind immer riskant. Wer die Schirauer Südwand bezwingen will, muss sich ganz auf seine Instinkte verlassen, muss extrem erfahren und furchtlos sein, und auch das Wetter ist ein entscheidender Faktor. An manchen Tagen spielt es dort oben regelrecht verrückt, der ganze Berg scheint im Sturm zu heulen, Blitze zucken über den Himmel, in dem es rumort wie in einem Hexenkessel. Und dann wiederum, wenn der Berg still und einsam in der Morgensonne glitzert, ist er einfach nur wunderschön. Ein stolzes Gebilde aus Stein und Eis, so friedfertig wie ein spiegelglatter Bergsee.

»Wirst du es machen?«, wiederholt Konrad.

»Der Typ ist doch längst tot. Abgestürzt oder erfroren.«

»Das hab ich denen auch gesagt. Aber sie versuchen es natürlich trotzdem weiter.« Konrad schaut in Richtung Waldrand. »Was das zweite Problem betrifft ... Nun ja, wie soll ich sagen ... Wir sind uns nicht ganz sicher, was es zu bedeuten hat. Am besten siehst du es dir selbst an. Oben bei der Teufelsmauer.«

»Hat das nicht bis morgen Zeit?«

»Es ist besser, wenn ich es dir sofort zeige. Solange wir noch Tageslicht haben.«

Er deutet auf den Horizont, wo die letzten Sonnenstrahlen gerade hinter den Bergkämmen verblassen.

»Wehe, wenn es nicht mindestens eine eingeschneite Leiche ist«, motze ich, während ich in den Wagen steige. Konrad zwingt sich wortlos auf den Beifahrersitz. Wir nehmen die schmale, steil bergaufführende Abzweigung, die sich nach wenigen Metern in einen Rumpelpfad verwandelt, der unmittelbar in den Wald führt.

Bis zur Teufelsmauer sind es etwa zehn Minuten Fahrt. Hoffentlich ist es dieser kleine Ausflug wert, dass ich dafür meine Dusche und das Abendessen verschiebe. Aber Konrad ist nicht der Typ Mensch, der meine Zeit verschwendet. Normalerweise schirmt er mich vor jeder Ablenkung ab, indem er einfach alles auf diesem Grundstück managt, von der Organisation des Küchenpersonals über die Abwicklung der Hauspflege bis zur Kooperation mit den Förstern, die die Wälder und Felder innerhalb und rund um das Grundstück in Schuss halten. Ohne Konrad würde hier gar nichts funktionieren.

Auf einmal kommen mir die Reisesstrapazen und der Jetlag ziemlich lächerlich vor – denn das hier, das ist der wahre Stress. In tiefe, dunkle Wälder zu fahren und nicht zu wissen, was dich erwartet.

Wohl keine eingeschneite Leiche.

Wobei Probleme nicht zwingend etwas mit Toten zu tun haben müssen.

Wir müssen die Stelle zu Fuß erreichen. Das Auto haben wir auf der Straße stehen lassen, die bei einem verwehrlosten Holzstoß einfach aufhört. Die letzten Sonnenstrahlen brechen durch die Äste und erzeugen ein trügerisches Zwielflicht. Die Schneedecke ist mit einer

hauchzarten Eisschicht überzogen. Die eng stehenden Nadelbäume tragen schwere weiße Kuppeln, zu unseren Füßen schlängelt sich ein vereister Bach den Boden entlang. Wie die Aorta eines toten Herzens liegt er da, glitzert gespenstisch in der frostigen Dämmerung.

Nichts regt sich hier, alles scheint farblos und leer. Bloß aus den Baumkronen rieseln Schneeflocken, die die Luft noch viel kälter erscheinen lassen, als sie es tatsächlich ist.

Konrad hat eine Taschenlampe dabei, mit der er die schnell wachsenden Schatten vertreibt. Wir marschieren steil bergauf. Nach so vielen Stunden im Flugzeug und danach im Auto fühlt sich die Bewegung herrlich an. Auch wenn ich eigentlich todmüde bin, weckt jeder Schritt neues Leben in mir.

»Hier in der Nähe müsste es sein. Dort vorne, glaube ich.« Keuchend sieht Konrad sich um. Der Hang, den wir die letzten Minuten hinaufgestiegen sind, endet abrupt vor einer breiten, steil in die Höhe ragenden Felswand, die »Teufelsmauer« genannt wird. An der oberen Kante befindet sich ein merkwürdiger, spitz zulaufender Stein, der an ein Horn erinnert. Daher der Name.

Als Kind bin ich da oft hinaufgeklettert. Ungesichert, mit meinen bloßen Händen. Ich wollte sehen, ob die Wand tatsächlich so hoch ist, wie sie von unten scheint, wollte die Sterne berühren, die von jedem Gipfel aus so nahe wirken. Damals wurde mir zum ersten Mal klar, dass sich jede Höhe überwinden lässt, solange man bereit ist, über seine Grenzen zu gehen. Das sagt sich so leicht – als ginge es bloß um einen Schritt, von einer Seite der Linie auf die andere. Am Ende ist es eigentlich auch nicht viel mehr als das, aber bis man es überhaupt an seine Grenzen geschafft hat, gehen Kriege verloren und Welten unter, so unwahrscheinlich weit ist das Möglichkeitsspektrum des menschlichen Körpers.

Nahe einem Fichtenhain, wo der massive Fels den Himmel verdunkelt, bleibt Konrad stehen. Mit der Kuppe seines Stiefels legt er eine vereiste Spur frei, die sich unter frisch gefallenen Nadeln versteckt hat. »Hier. Das da meine ich.«

Er beleuchtet die Spur mit der Taschenlampe. Ich gehe in die Hocke und sehe mir die Stelle genauer an.

»Ein Wolf?«, frage ich stirnrunzelnd.

»Wir sind uns nicht sicher. Ich habe es bereits dem Jagdverband und den Förstern gemeldet. Und ich habe auch mit den Nachbarn geredet, aber angeblich hat niemand ähnliche Spuren gefunden.«

»Hier hat es seit Jahren keine Wölfe mehr gegeben.«

»Genau deswegen wollte ich es dir zeigen.« Er stützt sich an einem Baumstamm ab und sieht mich an.

Natürlich ist mir klar, worauf er hinauswill. Wölfe sind gefährlich. Ich traf einst auf einen, da war hier noch gar nicht so viel los. Ich war acht Jahre alt. Wir begegneten uns auf einer Lichtung nicht weit von hier entfernt, es war Winter, und das Eis über den Bächen und Seen war dick. Ich habe nie verstanden, warum das Viech auf mich losging. An diesem Tag kam es ihm einfach in den Sinn. Er verfolgte mich bis weit auf den Staudensee hinaus, wo die Eisdecke schließlich so dünn war, dass ich und der Wolf darin einbrachen.

Bis heute sehe ich seine Augen, die glühend im dunklen Abgrund verschwanden. Als hätte ein grausamer Wille ihn bis zur letzten Sekunde am Leben gehalten, krallte sein Blick sich an mir fest. Er paddelte, kämpfte verzweifelt gegen den Sog der Tiefe an, doch der See zog ihn unaufhörlich nach unten, bis sein Körper nachgab und er mit der bodenlosen Schwärze verschmolz.

Unter dem Eis nimmt alles einen seltsamen grünen Schimmer an. Es ist dann, als wäre man von lumineszierenden Wellen umgeben, von einer Art Lebensform

aus einer anderen Welt, die mit dir Kontakt aufnimmt. Ich war so lange unter Wasser, dass ich aufhörte, meinen Körper, meinen Geist zu spüren, und Teil der brennenden Kälte wurde. Und so trieb ich unter dem Eis dahin, eine Laune der Natur hielt mich bei Bewusstsein, bis mein Vater mich aus dem See zog und von diesem eisigen Grab wegbrachte. Und der Wolf? Der war verschwunden. Vielleicht war er der Letzte seiner Art gewesen. Gibt es rachsüchtige Geister unter Wölfen? Blödsinn. Geister hinterlassen keine Spuren.

»Wir sollten einen Jäger darauf ansetzen«, reißt Konrad mich aus meinen Gedanken.

»Geldverschwendung. Es könnte auch ein Luchs oder ein streunender Hund sein. So was erledige ich mit links.«

»Und wenn es doch ein Wolf ist?«

»Auch den erledige ich.«

Seine Miene bleibt ernst. »Bei Wölfen ist Vorsicht geboten. Mehr will ich damit gar nicht sagen.«

»Warten wir erst mal ab«, antworte ich und stehe wieder auf. »Setz Rudi und Tobias darauf an. Wenn wir in den kommenden Tagen noch mehr solcher Spuren finden, gehen wir der Sache nach.«

Im Licht der Taschenlampe sehe ich deutlich seinen unzufriedenen Gesichtsausdruck. Aber er nickt und leuchtet mir den Weg zurück zum Auto.

C A R O

Es gibt Postkarten davon. Natürlich gibt es Postkarten. Trotzdem bin ich für einen Moment vor Schreck wie gelähmt.

»Das ist die Südwand. Ganz schön imposant, was?« Der freundliche alte Ladenbesitzer, mit dem ich eben noch völlig unbefangen über das unberechenbare Schirauer Wetter und die Öffnungszeiten der umliegenden Seilbahnen geplaudert habe, nimmt eine der Postkarten aus dem Drehständer und legt sie zwischen uns auf den Ladentisch. »Die Steilwand an der Ostseite ist über zweihundert Meter hoch. Extrem gefährlich.«

»Davon hab ich gehört.«

»Sehen Sie diesen kleinen Bereich ganz oben, knapp unterhalb des Gipfels? Nennt sich Himmelsprung. Eine Schlucht. Gut vier Meter breit und der Teufel weiß, wie tief. Der Zustieg dorthin ist schon eine Wucht. Und wenn man erst mal dort ist, heißt es Endstation. Es gibt kaum eine Möglichkeit, diesen Abgrund zu überqueren.«

»Kann man die Schlucht nicht umgehen?«

»Hat man versucht, aber bisher wurde keine sichere Route gefunden. Sie kennen sich aus im Bergsteigen?«

»Ich komme so über die Runden.«

»Dann sind Sie hier genau richtig. Schirau verfügt über eines der dichtesten Netze an Klettersteigen in ganz Europa. Ein Fest für Alpinisten! Was haben Sie denn alles geplant?«

»Noch nicht so viel. Ich bin auch keine wirkliche Alpinistin, ich ... ich war nur mal mit einem Bergsteiger zusammen. Er hat mich auf ein paar harmlose Gipfel gezerzt, das war's auch schon.«

»Wissen Sie, das Fieber kann einen oft ganz unerwartet packen. Vielleicht müssen Sie bloß den richtigen Berg finden, der die Lust in Ihnen weckt. Aber versuchen Sie sich bloß nicht an diesem Monstrum, ich beschwöre Sie. Der Abgrund, von dem ich zuvor gesprochen habe, der hat es in sich. Ich kann mich an einen speziellen Fall erinnern, da hat sich eine Gruppe daran versucht, den Berg zu erklimmen, dreimal dürfen Sie raten, wie viele davon noch leben. Ich sag's Ihnen: einer. Und dem fehlt jetzt ein Bein.«

Ich nehme die Ansichtskarte in die Hand und schaue mir das Monster etwas genauer an.

Das Foto wurde bei strahlend blauem Himmel geschossen. Nur eine einzige kleine Wolke kratzt am schneebedeckten Gipfel, der die umliegenden Berge um ein gutes Stück überragt. Die berühmt-berüchtigte Schlucht, an der so viele ihr Glück versuchen, liegt erstaunlich weit oben. Kaum vorstellbar, es überhaupt bis dorthin zu schaffen, geschweige denn darüber hinaus. Mein Magen krampft sich zusammen. Bereits vor sechs Monaten haben mir die sparsamen Schilderungen der Bergrettung den Rest gegeben. Aber wozu bin ich hergekommen, wenn ich mich jetzt wieder vor der Realität verstecke?

»Welcher da draußen ist es?«, frage ich.

Der Mann winkt mich ans große Auslagenfenster. Sein wulstiger Finger zeigt irgendwo hoch ins Gebirge. »Der dort drüben, sehen Sie? Wo die lange Seilbahn verläuft. Sie haben sich leider keinen guten Tag ausgesucht. Bei dem Wetter sieht man fast gar nichts von ihm.«

Ich kneife die Augen zusammen, um aus dem dichten Nebel etwaige Konturen herauszufiltern. Den Fuß des Berges erkennt man gerade noch, wild bewaldet und mehr breit als hoch, der Rest wird von den Wolken verschluckt. Aber er ist da. Er ist sogar ganz nah. Eine

plötzliche Angst droht mich innerlich zu verschlingen, wie eine Schwärze, die sich um mich dreht, schneller und schneller, und ich weiche zurück, will von diesem Ungetüm weder etwas sehen noch länger darüber reden.

»Es ist ein Jammer. Erst vor wenigen Tagen hat es wieder einen erwischt.« Der Mann hat sich zurück hinter den Ladentisch gestellt, seine Stirn liegt in Falten. »Armer Teufel. Aber wenn Sie mich fragen, sind die alle selber schuld. Es ist ja schließlich kein Geheimnis, dass dieser Berg eine Todesfalle ist. Mir tun vor allem die Angehörigen leid. Es muss schrecklich sein, einen geliebten Menschen allein wegen blinden Übermutes zu verlieren.«

Übermut. Ein hässliches, herabwürdigendes Wort, obwohl doch buchstäblich so viel Mut darin steckt. Hat es nicht eher etwas mit Heldenmut zu tun, dass sie alle sterben? Ich rede mir das so oft ein, dass ich es schon fast selber glaube. Das macht es leichter, und an manchen Tagen hilft mir dieser winzige Unterschied sogar, es heil durch die Nacht zu schaffen, ohne von Klippen und Abgründen zu träumen und tieftraurig in den nächsten Tag zu starten.

»Und dieser Himmelsprung«, fahre ich fort. »Wenn er unüberwindbar ist, warum versuchen dann trotzdem so viele, den Gipfel zu besteigen?«

»Um die Ersten zu sein, schätze ich. Dabei wären sie das ja gar nicht. Ein Einziger hat es bisher ganz nach oben geschafft, und wissen Sie, wie er die Schlucht überquert hat? Er ist gesprungen.«

»Sagten Sie nicht, der Spalt sei vier Meter breit?«

»Da war auch sicher mehr Glück als Verstand im Spiel. Falls es überhaupt wahr ist. So ein Kunststück gelingt einem Menschen genau ein Mal, und beim zweiten Versuch ist er genauso tot wie alle anderen, das traue ich mich zu wetten.«

Er steckt die Karte zurück in den Ständer.

In meiner Kehle staut sich die Luft zu einem brennenden, steinharten Klumpen. Ich merke, wie ich immer weiter zurückweiche, ungewollt, denn eigentlich möchte ich noch eine Klettersteigkarte kaufen. Der Ladenbesitzer nimmt die kreisrunde Lesebrille ab und macht ein besorgtes Gesicht.

»Ich habe Sie doch hoffentlich nicht erschreckt. Vergessen Sie die Südwand, es gibt hier genügend andere Berge, die sich hervorragend zum Klettern und Wandern eignen, auch für Einsteiger.«

Er will mir ein paar Broschüren in die Hand drücken.

Das ist zu viel. Meine Gedanken stapeln sich zu Türmen, stürzen ein und haben mich binnen Sekunden unter sich begraben. Auf einmal bin ich aus dem Laden gestürmt und drei Gassen weit gerannt. Ich achte nicht darauf, wohin ich trete, lasse den Wind meine Tränen trocknen, ehe pure Erschöpfung und mein rasendes Herz mich zum Stehenbleiben zwingen. Keuchend sinke ich auf die Parkbank, die am Straßenrand neben einer Bushaltestelle steht. Großer Gott. Damit habe ich nicht gerechnet. Mit allem, aber nicht mit dieser Panik.

Allmählich taucht mein Verstand aus dem grauen Schleier auf und zeigt mir Bilder so klar, als befänden sie sich unmittelbar vor mir: die Klippe und dahinter der Abgrund. Vier Meter bis zur anderen Seite. Kein Mensch kann so weit springen. Nicht mit kiloschwerer Ausrüstung und bei einer Luft so dünn wie Papier. Wieso dachte er, er könne es, wieso?

Der Bus hält und spuckt einen Haufen Leute aus. Touristen, Tourengänger, viele sind mit Skiern auf den Schultern unterwegs und rempeln mich in ihren klotzigen Skischuhen unbedacht zur Seite. Ich atme tief durch, reibe mir übers Gesicht und reiße mich zusammen. Als

der nächste Bus hält, nutze ich den Strom der aussteigenden Leute und setze mich wieder in Bewegung.

Schirau ist ein kleiner Ort mit wenig Gassen und nur einer einzigen breiten Hauptstraße. Geht man die eine Weile entlang, kommt man automatisch zu der versteckten Abzweigung, an deren Ende Frau Grembergers niedliches altes Häuschen im Schutz der Tannen liegt. In die andere Richtung bin ich noch nicht gegangen, doch angeblich kommt man nicht weit. Nach der Talstation der hiesigen Gondelbahn endet die Straße in einer Sackgasse, die zu einem kleinen Bauernhaus gehört. Dahinter liegen bloß noch Weiden und karge Natur. Keine Tunnel oder Passstraßen führen auf die andere Seite des Gebirges. Man ist hier buchstäblich von ihnen umzingelt. Von den Bergen, die so gerne Menschen fressen.

Als ich die Pension erreiche, beginnt es zu schneien. Ich beeile mich, ins Haus zu kommen, wo es warm und hell ist und verboten gut nach frisch gebackenem Kuchen duftet.

Passend zum eisigen Wetterumschwung steht Frau Gremberger mit einer Tasse Kaffee im Wohnzimmer und begrüßt mich mit einem strahlenden Lächeln. »Ich dachte mir, Sie wollen sicher etwas Warmes, wenn Sie zurückkommen!«

»Wie lieb von Ihnen. Vielen Dank.« Ich schäle mich aus meiner dicken Winterverpackung und setze mich mit der Tasse in der Hand zu Ben, der auf der Couch neben dem herrlich warmen Kachelofen herumlungert. »Alles okay?«, frage ich.

Er hat sich mit dem Haushund Cicero angefreundet, einem gutmütigen alten Neufundländer, der nicht viel macht, außer zu fressen, zu schlafen und ab und zu mit dem Schwanz zu wedeln, wenn sein Name fällt. Gerade eben hat er sich leise schnarchend zu unseren Füßen

ausgebreitet, ein wulstiges Bündel Fell mit zwei Augen und einer träge heraushängenden Zunge. Am Vormittag waren er und Ben noch draußen auf dem verschneiten Feld und haben ein bisschen Stöckchenholen gespielt. Jetzt ist der Hund müde, und Ben hat erneut sein preisgekröntes Leck-mich-Gesicht aufgesetzt.

Ich versuche für ein wenig Stimmung zu sorgen. »Schirau ist eine echt schöne Ortschaft. Überall so kleine Läden und Souvenirgeschäfte. Und die Kirche ist auch hübsch! Wollen wir uns die morgen ansehen?«

Er sinkt tiefer in die Rückenlehne des Sofas, verschränkt die Arme vor der Brust und schweigt. Erst jetzt bemerke ich, dass er kleine Kopfhörer in den Ohren stecken hat. Ich schiebe ihm die Kapuze seines Pullis vom Kopf und reiße die Dinger heraus.

»Hallo? Ich rede mit dir, du Affe.«

»Mann, was willst du von mir?«

»Ich hab dich gefragt, ob wir uns morgen die Kirche ansehen.«

»Nö.«

»Und wieso nicht?«

»Was interessieren mich Kirchen?«

»Schön«, antworte ich genervt, »und was willst du stattdessen machen?«

Er zuckt mit den Schultern und will sich die Stöpsel wieder in die Ohren stecken. Ich ziehe am Kabel und zerre versehentlich das ganze Smartphone an mich, das er auf seinem Oberschenkel abgelegt hatte. Ben reißt die Augen auf, nimmt mir das Handy schnaubend wieder weg und wechselt vom Sofa auf den Schaukelstuhl schräg gegenüber.

»Komm schon, irgendetwas müssen wir doch machen. Oder willst du die ganze Zeit im Haus verbringen?«

»Ist doch voll chillig hier.«

Ich verpasse ihm einen Tritt gegen das Bein, worauf er

mit einem wütenden Schnauben das Smartphone weglegt.

»Was stimmt nicht mit dir?«, geht er mich an. »Bin ich hier dein Entertainer, oder was? Du wolltest unbedingt in dieses Kaff, also kümmere dich selbst um deine Unterhaltung!«

»Du weißt genau, dass es mir nicht um Unterhaltung geht. Dieser Aufenthalt könnte uns guttun.«

»Hättest du nicht einfach allein herfahren können, anstatt mich mitzuschleppen? Hier ist nichts los! Der Höhepunkt meines Tages beschränkt sich aufs morgendliche Kacken! Und nicht mal das läuft gut bei diesem schießkalten Klo! Ich will nach Hause.«

»Du hast gesagt, es macht dir nichts aus, mich zu begleiten.«

»Klar hab ich das gesagt, du hast mir ja auch keine andere Wahl gelassen! Und jetzt sitzen wir hier in dieser Einöde und langweilen uns zu Tode!«

»*Du* langweilst dich zu Tode. Ich war immerhin schon ein bisschen unterwegs.«

»Und was hast du zu berichten? Wow, eine Kirche, und wow, ein paar Häuser! Gäh, Caro!«

Er springt vom Schaukelstuhl auf, als wolle er abhauen, bleibt aber einfach stehen. Cicero hat alarmiert den Kopf gehoben, beschließt nun jedoch, sich wieder hinzulegen, und auch ich bewahre stur meine Ruhe. Er hat ja nicht ganz unrecht. Mir war von Anfang an klar, wie schwer er sich ohne Freunde und Xbox beschäftigen kann. Aber was wäre die Alternative gewesen? Allein zu fahren? Ich werde noch lange genug allein sein. Wenigstens für kurze Zeit wollte ich eine Pause davon.

»Schon gut«, antworte ich, damit wir nicht länger diskutieren. »Ich weiß, du wolltest nicht mit. Aber jetzt sind wir nun mal hier. Wollen wir nicht das Beste daraus machen?«

»Was weiß ich, keine Ahnung.« Er beruhigt sich etwas, atmet tief durch und setzt sich zurück aufs Sofa.

Frau Gremberger kommt in den Raum. Sie hat uns wohl streiten gehört und bringt uns Kuchen.

»Sag Danke«, murmele ich Ben zu, als der nur dasitzt und den Teller anstarrt.

»Danke.«

Frau Gremberger lächelt kurz und lässt uns wieder allein.

Schweigsam essen wir unseren Kuchen. Mir liegt das süße Zeug wie ein Stein im Magen, doch Ben taut durch die Zuckerzufuhr endlich ein wenig auf. Auf dem Weg in die Küche stolpert er fast über den armen Cicero, der sich eben erst ein neues Plätzchen mitten auf dem Wohnzimmerteppich gesucht hat. Als er wenig später mit einem neuen, viel größeren Stück Kuchen zurückkommt, nutze ich die Gelegenheit und taste mich ein wenig voran.

»Ich war vorhin in so einem kleinen Laden, und der Besitzer hat mir was über die Südwand erzählt. Gruselig Berg. Der dürfte so etwas wie ein Magnet für Lebensmüde sein.«

»Ich weiß«, antwortet er mit vollem Mund, »aber du hörst ja nie zu, wenn ich dir davon erzähle.«

»Seit wann bitte reden wir zwei über Berge?«

Er schiebt die Brauen nach oben und funkelt mich herablassend an. »Äh, letzte Woche? Als ich dir den Berg auf dem beschissenen Atlas zeigen wollte und du urplötzlich aus dem Zimmer gestürmt bist?«

»Daran kann ich mich gar nicht erinnern«, entgegnete ich würdevoll.

»Seit Alex tot ist, weichst du diesem Thema aus. Und dann willst du auf einmal hierher, wo du den Berg mitten vor deiner Nase hast. Das ergibt überhaupt keinen Sinn.« Kopfschüttelnd stochert er in seinem Kuchen. Es

nervt mich, dass er so verständnislos tut, obwohl er am besten wissen sollte, was in meinem Inneren vorgeht.

»Also gut, du Bergexperte. Wenn du mir so gern etwas über die Schirauer Südwand erzählen willst, dann schieß mal los. Ich bin ganz Ohr.«

Überrascht stellt er den Teller weg, schiebt sich seine wirren Kraushaare aus dem Gesicht und donnert los wie ein Maschinengewehr. »Also hier nur mal die Eckdaten: 4187 Meter, besteht zum Großteil aus Granit, vierundfünfzig missglückte Erstbesteigungen. Die Felswand hat ein Gefälle von fünfundachtzig Grad – stell dir vor, du müsstest da mit den Skiern runterfahren! Das ist echt steil. Im ersten Drittel geht's angeblich noch recht easy dahin, aber je höher man kommt, umso kniffliger wird es, und wenn man erst mal den Himmelsprung erreicht hat –«

»Dann heißt es Endstation, ich weiß, ich weiß! Hab ich alles schon gehört.«

»Stimmt nicht ganz, man kommt schon auf die andere Seite. Man muss nur weit genug springen können.«

»Auch das hab ich schon gehört, aber das ist doch hirnrissig. So weit kann man gar nicht springen, nicht da oben.«

»Sicher kann man das. Wenn man fit und geübt genug ist.«

»Wer hat dieses dämliche Gerücht überhaupt in die Welt gesetzt?«

»Sag bloß, du hast noch nie von Samuel Winterscheidt gehört.«

»Wer?«

»Samuel Winterscheidt«, wiederholt er eindringlich, als sollte allein der Klang mich dazu bringen, vor Ehrfurcht auf die Knie zu gehen.

Ich gebe zu, bei dem Namen klingelt etwas, mehr aber auch nicht. Ratlos schüttle ich den Kopf.

»Oh Mann, Caro, echt jetzt? Noch nie von ihm gehört? Er ist ja nur der bekannteste und wahrscheinlich beste Extrembergsteiger der Welt! Der Typ ist gerade mal achtundzwanzig und hält bereits elf Rekorde! Der macht Free Solos, als wäre es nichts. Und nicht nur das, er hat auch den K2 in weniger als fünf Tagen geschafft. Und vor vier Jahren hat er die Südwand bestiegen, er ist da hochgekllettert und hat den Sprung bewältigt, einfach so! Er war dort, wo noch nie jemand zuvor gewesen ist. Das muss sein, als würde man den Mars betreten oder so!«

»Ich unterbreche deine Lobeshymnen ja nur ungern, aber: Woher weißt du das alles?«

»Ähm, ich lese? Ich informiere mich? Hättest du das besser auch getan, dann wüsstest du Bescheid und hättest Alex diese Schnapsidee vielleicht ausreden können!« Er holt tief Luft und wird rot wie eine Tomate. »Okay, sorry. Das war Bullshit. Ich wollte dir keinen Vorwurf machen.«

Ich bin verwirrt. Dass er sich so für Berge interessiert, wusste ich nicht. Es wäre die perfekte Möglichkeit gewesen, mit Alex ein Band zu knüpfen. Der klang genauso begeistert, wenn er davon sprach. Stundenlang konnte er reden, sich von einem Punkt zum nächsten hangeln, und nie habe ich zugehört, weil es mich langweilte, dieses öde Geschwätz über Höhenmeter, Gesteinsarten und Ausrüstung. Ben sagt, er wolle mir keinen Vorwurf machen, doch er hat genau ins Schwarze getroffen. Hätte ich nur einmal zugehört, ein einziges Mal Alex' Leidenschaft geteilt, dann hätte ich ihn davon abgehalten, und er wäre vielleicht noch am Leben.

»Ich werde duschen gehen«, sage ich und stehe auf. Ben hebt eine Braue. »Bist du jetzt sauer?«

»Nein.«

»Oder traurig?«

»Es geht schon.«

»Google Samuel Winterscheidt, ich mein's ernst! Das ist echt 'ne Wissenslücke.«

Ich nicke müde und gehe nach oben. Manchmal wünsche ich mir, er wäre etwas mehr erwachsen und würde endlich begreifen, wieso ich mich so fühle, jeden Tag, und dass seine Sprüche es nicht besser machen. Andererseits bin ich froh, dass er noch so jung ist und es hoffentlich noch lange bleibt. Denn wer jung ist, wird nicht sterben. Alex hat das einmal gesagt, als ich nicht wollte, dass er loszog: »Ich bin doch viel zu jung zum Sterben, Caro. Mach dir keine Sorgen.«

Es war gar keine Sorge. Es war Eifersucht. Auf die Berge, die ihm so viel gaben, was ich nicht konnte.